

Winfried Pilz

Hat die Kirche die Welt verändert?

Vortrag am 16. November 2008 in der Pfarrkirche St. Pankratius Odenthal

Diese Gedanken nachträglich in eine lesbare Form zu bringen, hatte ich gar nicht vor. Dafür waren sie mir zu fragmentarisch und ergänzungsbedürftig, sozusagen „unterwegs“ formuliert. Lieber würde ich sie als „Bausteine“ für weitere Überlegungen und Faktensammlungen nutzen.

Dann jedoch kam es am 17. Januar 2009 zum tragischen Tod des Odenthaler Pfarrers. Auf einer Bergwanderung war Kreisdechant Klaus Anders in die Tiefe gestürzt. Eine große trauernde Gemeinde nahm von ihm Abschied, und alle spürten, was er selbst, im Leben und im Sterben, für sie „verändert“ hat.

Der Gedanke daran ließ mich ein zweites Mal zögern, diesen Vortrag „festzuschreiben“. Er endet mit dem Zitat, dass „Leben immer lebensgefährlich“ ist. Das kann auf diesem Hintergrund makaber klingen. Aber es ist nun einmal so. Es gilt nicht nur für Christenheit und Kirche, es gilt auch für Bergsteiger: Wer, statt in seinen vier Wänden zu bleiben, sich auf den Weg macht und gar einen Gipfel besteigen will, riskiert damit auch Gefahr und Absturz. Das Leben jedes Christen und erst recht das eines Priesters ist immer „exponiert“, ein Wagnis. Noch ein jähes Scheitern des Weges ist ein Zeugnis für die Bereitschaft, sich ins Freie zu begeben und sich mutig auf Neues einzulassen. So hatte Dechant Anders sogar an der Expedition „seiner“ Jugendlichen zum Weltjugendtag in Australien teilgenommen. Aufbruch und Ende bleiben - das ist unser fester Glaube - getragen von dem, der unser Leben wollte und es vollenden wird.

Am 16. November 2008 hatte mich Klaus Anders zu meinem Vortrag, wohlwollend wie immer, begrüßt und den Abend mit einem Gebet abgeschlossen. So ist dieser Text in großer Dankbarkeit seinem Gedenken gewidmet.

Guten Abend allerseits. Danke, dass Sie gekommen sind, um sich auf eine Frage einzulassen, die es in sich hat. Zunächst ein Gedicht:

Zweitausend Jahre sind es fast,
dass du die Welt verlassen hast,
du Opferlamm des Lebens.
Du gabst den Armen ihren Gott,
du littest für die Reichen Spott, -
du tatest es vergebens.

Du kämpftest tapfer gegen sie
und gegen Staat und Industrie
und die gesamte Meute:
bis man an dir, weil nichts verding,
Justizmord kurzerhand beging, -
es war genau wie heute.

Du sahst Gewalt und Polizei,
du wolltest alle Menschen frei
und Frieden auf der Erde.
Du wusstest, wie das Elend tut,
und wolltest alle Menschen gut,
damit es schöner werde.

Die Menschen wurden nicht gescheit,
am wenigstens die Christenheit,
trotz allem Händefalten.
Du hattest sie vergeblich lieb,
du starbst umsonst und alles blieb –
beim Alten.

Du warst ein Revolutionär
und machtest dir das Leben schwer
mit Schiebern und Gelehrten.
Du hast die Freiheit stets beschützt
und doch den Menschen nichts genützt.
Du kamst an die Verkehrten.

Ein Gedicht von Erich Kästner, „dem Revolutionär Jesus zum Geburtstag“. Der letzte dieser Verse könnte eigentlich unseren Abend schon beenden. „Und alles blieb beim Alten“? Wenn das so stimmte, könnten wir uns jetzt verabschieden und sehen, dass wir rechtzeitig zur Tagesschau wieder zu Hause sind. Das können wir aber auch, wenn wir allzu direkt dieser Frage in die Falle gehen.

Gestern fragte mich unser 27jähriger libanesischer Mitarbeiter, was ich denn heute Abend machen werde. Ich sagte: „Ich halte einen Vortrag.“ „Ach, und worüber?“ „Hat die Kirche die Welt verändert?“ Sein Kommentar: „Ach so.“ Da fragte ich ihn: Ja, wie würdest du denn die Frage beantworten?“ Und dann er mit nur drei Wörtern: „Ich glaube: ja.“ Kürzer geht es nicht. Wie ich dann noch hörte, hat eine Frau aus Ihrer Gemeinde eine Variante dazu formuliert. „Ja, sie hat!“ sagte sie und begründete es ganz persönlich. Doch nun gut, - dann glauben wir das eben und können uns immer noch davonmachen. Fertig und basta.

In der Falle einer Frage

Aber vielleicht ist unsere Frage wirklich eine „Falle“! Wenn wir uns dann doch darauf einlassen, fällt uns spontan allerhand dazu ein. Eine Fährte tut sich auf, ein Sog drängt zum Ausloten der Vergangenheit, ein Rundumschlag der Fakten beginnt zu kreisen. Da gibt es Ereignisse, Entwicklungen, Errungenschaften, die auch Nichtchristen zweifellos beeindruckten. Pardon, - und die Nichtkatholiken? Unsere Schwestern und Brüder aus der Ökumene mögen mir verzeihen, wenn ich auf einem so positiv gestimmten Terrain wie hierzulande erst mal als Katholik spreche und damit von der Kirche, zu der ich gehöre. Die Grundfrage haben wir gemeinsam, und mit ihr behalte ich natürlich alle Christen im Auge.

Unter Denkmalschutz

Nun, Vieles, was „die Kirche“ in die Welt gebracht hat, ist wenigstens „Weltkulturerbe“ geworden, zumindest also denkmalwert. Machen Sie nur einmal den Test, die Geschichte nicht „von rückwärts her“ zu denken, von heute aus, sondern vom Anfang des Weges, durch Jahrhunderte hindurch, in denen es Vieles „noch nicht gab“, die Kirche aber schon.

Stellen Sie sich vor: 300 Jahre Kirche ohne Sankt Martin, 500 Jahre ohne Benedikt, 1200 Jahre ohne Franziskus! Ganze 800 Jahre ohne den Dom zu Aachen, mehr als 1250 Jahre ohne unseren Altenberger Dom, mehr als 1500 Jahre ohne die römische Peterskuppel, ebenso lange Zeit ohne Leonardos „Abendmahl“ und Dürers „Betende Hände“ - und über 1850 Jahre ohne die beiden Kölner Domtürme.

1492 Jahre seit Christus wusste die Kirche nicht, dass es Amerika gibt und hatte keinen Grund, diesen Kontinent – wie auch immer – zu „erobern“. Ebenso lange stand ihr auch kein Buchdruck zur Verfügung, sondern nur die hingebungsvolle Schreibe der Mönche, bis sich dann explosionsartig – nicht nur als Vehikel der Reformation – ihr Schrifttum verbreiten ließ, - eine Revolution, nur zu vergleichen mit der Nutzung der neuen Medien von heute.

Und die Musik: 1700 Jahre ohne Bach und noch etwas länger ohne Mozarts „Krönungsmesse“. Und - kaum auszudenken - 1830 Jahre Weihnachten ohne „Stille Nacht“! Das Spiel lässt sich immer weiter verlängern. 1960 Jahre Kirche ohne Pfarrgemeinderäte, ohne Fußbodenheizung und Mikrofonanlage. (Ich selber habe als Diakon noch ohne Mikrofon gepredigt, - das verändert Tonhöhe, Lautstärke und Dramatik. Heute gibt es Zwischenrufe, wenn nichts aus der Box kommt.) Und - um es noch zu sagen -: Mehr als 1900 Jahre Kirche – ohne u n s !

Spätestens, wenn wir die Schwindel erregenden Entwicklungen des Kommunikationsnetzes aus Handy und Internet streifen, müsste uns auffallen, dass dies bis dahin alles binnenkirchliche Beispiele waren und dass wir viel zu verkürzt fragen, wenn wir das Thema nicht auch herumdrehen: Wie sehr hat die **W e l t** mit ihren Höhen und Tiefen, ihren Entdeckungen und Ideologien ihrerseits die **K i r c h e** verändert? Da merken wir sofort, dass wir ohne die Beschreibung einer ständigen Wechselwirkung unserem Thema nicht gerecht werden.

Ad gentes

Doch zunächst ein zweiter Anlauf. Pastor Anders hat eben unsere Erwartungen kurz ins Weite gerichtet, sozusagen über den Globus hin. Auch dieser Blick erweist sich bald als unerschöpflich, in einer Stunde nicht darzustellen.

Fangen wir noch einmal mit Benedikt von Nursia an. Welch unschätzbaren Anteil an der Bildung Europas hatten seine Klöster und in ihrer Folge dann die vielen missionarischen Gründungen in der ganzen Welt! Was brachten Benedikts Mönche allein ins wilde Germanien! Erforschung göttlicher und menschlicher Geheimnisse, Geschichtsschreibung, Wissenschaft, Kultur aus der Spannung des „ora et labora“.

Und schon früh wurden Christen zu Pionieren in der Sorge um die Armen, die Kranken, die Gefangenen, die Ausgegrenzten, auch Wegbereiter dessen, was wir heute Entwicklungsarbeit nennen. Vieles von dem, was wir in unserer heute säkularen Welt als selbstverständlich voraussetzen, ist in Gang gekommen durch einen Glauben, der „Berge versetzte“ und Grenzen überwand, beharrlich durch Generationen hindurch, bereit zu unsäglichen Opfern und zum Einsatz des Lebens. „Geht bis an die Grenzen der Erde“, hatte Jesus seinen Jüngern gesagt, „und bringt allen Menschen die Botschaft, dass sie von Gott geliebt sind!“ Und wie oft haben er und seine Apostel klargestellt, dass Worte, denen keine wirksamen Taten und Veränderungen folgen, Schall und Rauch sind. Indem sie sich selbst bewegten, wo andere auf der Stelle traten, haben Christen die Welt bewegt.

Auch politisch haben sie sich eingemischt. Damit öffnet sich allerdings ein dramatisches Kapitel, das die Historiker immer neu auf den Plan ruft. Spätestens seit Kaiser Konstantin macht uns die Konfrontation, auch das Ineinander von weltlicher und kirchlicher Macht massiv und geradezu lähmend zu schaffen. Oft geraten die Wertungen allzu sehr im Schwarz-Weiß-Kontrast, und dann finden kritische bis verurteilende Kommentare schneller ihre Leser als differenziertere Darstellungen oder gar die positiven Fakten. Doch immerhin: Die Kirche hat sich nicht herausgehalten aus dem Drama der Weltgeschichte. Sie war immer mittendrin und ein Teil davon. Sie hat bewegt, Weichen gestellt, verändert. Seite für Seite in der Weltchronik lässt sich das belegen.

An Zahlen entlang

Und die Prognose? Wie geht es weiter? Gerade in einer beschleunigten Menschheitsentwicklung schauen wir, um uns irgendwo festhalten zu können, schnell auf Trends und Statistiken. Genauso schnell merken wir, dass dieses Gelände wackelt. Unsicherheiten und Schwindelgefühle stellen sich ein. Wo steht die Kirche? Wo ist ihr Ort im Ganzen? Wohin geht sie? „Ja“, sagen dann viele Katholiken hierzulande, „rein statistisch sieht es für uns nicht gut aus. Es geht bergab. Wir werden weniger. Und wenn wir dann noch Pfarreien zusammenlegen oder sogar auflösen, Personal entlassen und Kirchen verkaufen müssen, macht das mutlos.“

Um welche Zahlen geht es da? Kirche? Menschheit? In jeder Sekunde wächst die Welt um 2,6 Menschen, und der Null-Komma-Sechste wird gleich ein vollständiger sein. In jeder Minute wächst die Weltbevölkerung um 156 Menschen. Auf 6,6 Milliarden ist sie im Lauf der letzten Jahre wie in einer Fieberkurve hinaufgeklettert. Und darin die katholische Kirche? Kaum zu glauben, - auch sie wächst! Nicht in Odenthal, nicht im Erzbistum Köln. Weltweit wächst sie und umfasst 16 % der Menschheit. Der größte Teil der Christenheit ist katholisch. Aber „inch'Allah“: Inzwischen haben die Muslime die Katholiken überrundet! 1,5 Milliarden gibt es, - katholische Christen „nur noch“ 1,1 Milliarden. Was machen wir denn da? Mit Recht kommt gleich der Einwand, dass ja auch die Anhänger des Islam in große und kleine Gruppierungen gespalten sind und wir eigentlich die konfessionelle Landschaft der Christen dagegen halten müssten. Also sind kalte Füße bis auf weiteres immer noch nicht nötig. Aber wie lange?

Auf jeden Fall ist die Statistik auf die Dauer ungeeignet, um unsere Frage mit Ja beantworten zu können. Offensichtlich ist diese falsch gestellt. Einmal saß ich mit

Priestern eines Dekanates im Bistum Aachen zusammen, und der Dechant, der mich eingeladen hatte, erklärte mehrmals: „Ach, es ist mir ja so peinlich, - heute sind wir nicht alle da. Wir sind nur zwölf.“ Darauf ich: „Wo ist das Problem? Mit zwölf - minus eins - hat Jesus damals angefangen. Die waren nicht besser und nicht schlechter als wir. Und zu ihnen hat er gesagt: ‚Geht bis an die Grenzen der Erde!‘ Warum darüber jammern, dass wir ‚nur‘ zwölf sind?“

„Flächendeckende Pastoral“, - was ist das? Mir schwant: Wer unbedingt flächendeckend sein will, wird bald zum Bettvorleger. Und ein Dechant fragte mich: „Weißt du, was für einen Pfarrer das Beste zum Einschlafen ist?“ Als ich ihn unsicher anschaute, schmunzelte er: „Schäfchen zählen.“ Ein alter Tipp, mal etwas anders. Jesus scheint das nicht so zu sehen. Jedenfalls finde ich, wir sollten erst einmal wahrnehmen, dass es uns gibt. Nicht „noch“, sondern immerhin!

Ich weiß nicht, ob Sie einer bestimmten Fußball-Fan-Gemeinde angehören. Dann ist es natürlich ein schönes Gefühl, auf der Seite der Gewinner zu sein. In Aachen sind die Ortsschilder durch das Wort „Bundesligastadt“ ergänzt worden. Auch katholisch zu sein, bedeutete in unseren Breitengraden lange einen Bonus, auch wenn viele für sich überhaupt nichts daraus machten. Ein Olympiasieger von früher, der 100-Meter-Läufer Manfred Germar, hat einmal gesagt: „Man hat uns immer darauf trainiert, dass wir siegen, Rekorde erzielen. Was man uns nicht beigebracht hat: verlieren zu können.“ Würde der Apostel Paulus sein Bild von den „Läufern auf der Rennbahn“ (1 Kor 9,24) heute vielleicht entsprechend anpassen?

Dabei sollten wir nicht allzu etabliert vergessen, dass ein großer Teil der Christenheit sowieso in irgendeiner „Diaspora“ lebt, als Minderheit, in der er keine Bestätigung erfährt, sondern einfach dableiben und standhalten muss. Ein junger Pakistani, hochintelligent, vergeblich um ein Stipendium bemüht, sagte mir: „In unserer islamischen Gesellschaft haben wir wenige Chancen. Man nennt uns Katholiken hier ‚the sweepers‘, die Straßenkehrer.“ 0,5 % Katholiken gibt es in seinem Land, doppelt so viele Christen insgesamt. Aber es hat mich tief beeindruckt, wie gerade dort junge Menschen vom Programm Jesu fasziniert sind, von der Freundschaft, die er anbietet und die er unter ihnen schafft. „Gewinner“ sind sie bestenfalls, wenn sie sich mit ihren muslimischen Nachbarn zum Fußball treffen.

Gott „ante portas“ - und immer noch größer

Aber noch einmal der andere Gedanke: Wie weit hat die Umwelt immer auch die Kirche verändert, - nicht nur bekämpft, sondern weitergebracht? Hoffentlich wird das jetzt nicht zu schwierig; aber der Gedanke ist sogar in der Bibel begründet: Immer wieder in der Geschichte ist es vorgekommen, dass die Kritik von außen der Kirche so zusetzte, dass sie sich neu auf ihr Wesen besinnen musste. Manchmal gingen ihr die Augen auf für die Einsicht: „Genau das, was da von ‚den anderen‘ reklamiert wird, wäre im Grunde unser eigenes Programm!“ Die Französische Revolution zum Beispiel hat - als „neue“ Errungenschaft - die großen Worte „Freiheit - Gleichheit - Brüderlichkeit“ vor sich hergetragen: „liberté, égalité, fraternité“. Das erschien als der große Befreiungsschlag gegen den Klerikalismus, als das Ende der Kirche. Es endete im Gemetzel, für viele auf der Guillotine. Und Christen besannen sich: „Die Freiheit und Würde jedes Menschen, die Gleichheit aller vor einer höheren, letzten Instanz, das brüderliche, - Verzeihung: geschwisterliche - Miteinander, das sich nicht

verordnen lässt, uns aber als Möglichkeit und Ziel geschenkt ist, das sind doch Werte, die das christliche Copyright tragen! Oder?“

Da erinnern wir uns, dass schon im Alten Testament ausgerechnet eine feindselige Konfrontation und eine Kritik von außen das Volk Gottes wieder auf die Spur bringt, die es verloren hat. Ägypter und Philister, Babyloner, Perser, Griechen, Römer bedrängen die kleine Schar Gottes so existentiell, dass sie sich besinnt, zusammenfindet, erneuert, weiterentwickelt. Immer wieder stehen in Israel Propheten auf, die das zu deuten wissen. Wehe, wenn sie dann von den Insidern mundtot gemacht werden! Sogar der „Atheismus“ hat einen Ort in der Bibel. In London wird inzwischen sogar auf Linienbussen für ihn geworben. Schon am „brennenden Dornbusch“ (Ex 3,13ff.) wird deutlich, dass Gottes Name besser gar nicht genannt werden sollte (Ex 20,7). Weil der, den wir - oft leichtthin - „Gott“ nennen, alle Begriffe überragt und mit jedem „Namen“ bereits eingesperrt und verkleinert wird. Deshalb konnten die Völker in Israels Nachbarschaft leicht spotten: „Wo ist denn ihr Gott?“ Deshalb erschienen die Juden als „gott-los“. Deshalb bastelten sie sich in einer schwachen Minute ein goldenes Kalb, etwas zum Anfassen. Und Baal, der Gott des Erfolgs und der Statistik, verheiratet mit Astarte, der Göttin der Fruchtbarkeit und Effektivität, wurde zur immer neuen Versuchung, das Vertrauen auf den aufzugeben, der seinen Namen nicht anders umschrieb als „Ihr werdet schon sehen: ICH werde für euch da sein“ (Ex 3,14). Kein Bild von Gott, - ein schwer zu verkraftendes Handicap, eine Götterzertrümmerung, damit eine letzte und alles überdauernde Perspektive in den Blick kommt. Das ist so wenig auszuhalten, dass jemand, der es wissen möchte, heute gesagt hat: „Wir müssen zurück nach Ägypten.“ Das heißt: zurück zu den Göttern, um die herum es sich tanzen lässt. Wahrscheinlich haben viele Zeitgenossen diesen Rück-Schritt praktisch schon vollzogen. Aber fragen Sie mal einen Atheisten: „Ist es wirklich so, dass du gar nichts glaubst?“ Jeder glaubt an „etwas“. Das müssen nicht bestimmte Dogmen sein. Es entscheidet sich an der Frage, worauf jemand sein Leben baut, und das kann ja wohl kein Nichts sein.

Aber da kommt der Gegenzug: „Ja, die Christen und die Juden und die Muslime, alle monotheistischen Religionen haben nur Streit und Hader in die Welt gebracht, oft entsetzliche lange Kriege, und das Kapitel ist noch nicht zu Ende. Zurück nach Ägypten, - das ist die sanftere, menschlichere Lösung.“ Eine harte Nuss, sie muss geduldig geknackt, die Frage muss redlich und fair aufgearbeitet werden. Doch vor allem geht es darum zu sagen, was denn nun der Kern der christlichen Weltveränderung ist. Was ist das Wesentliche und für alle Zeit Gültige am Christentum?

Gottes menschliche Antwort

In diesem Jahr habe ich eine Reise in die Abruzzen machen können. Dort gibt es eine abseits gelegene Gemeinde namens Manoppello. Außerhalb des kleinen Städtchens steht eine Wallfahrtskirche, in der seit Jahrhunderten ein Bild gezeigt wird, das in der letzten Zeit in den Blickpunkt des Interesses gerückt ist. Auf einem ganz feinen Seidenstoff, von einer Monstranz eingefasst, zeigt sich ein menschliches Gesicht. Es kann nicht gemalt worden sein, und es ist von beiden Seiten sichtbar, durchsichtig. Viele glauben, es sei das wahre Antlitz Jesu. Bei einer Prozession, bodenständig und mit Blasmusik, wird es am Fest der Verklärung Christi durchs Dorf getragen. Das Porträt ist nicht ikonenhaft feierlich, sondern ganz schmucklos und

menschlich. War das Christus? Wer war Christus? Auch ohne nach Manoppello zu pilgern, können wir es auf eine kurze Formel bringen. Wir Christen glauben, dass der geheimnisvolle Gott, dessen Namen wir nicht nennen und von dem wir uns kein Bild machen dürfen, uns zu einer bestimmten Stunde der Menschheit sein menschliches Gesicht gezeigt hat, - in Jesus, dem „Menschensohn“. Das ist der Kern unseres Glaubens. Und das hat Konsequenzen.

„Jeshua“ heißt: Gott, die Antwort schlechthin, ist nicht weit weg. Er dringt ein in die Welt, mischt sich ein in die Ereignisse. Er hilft und rettet und identifiziert sich auf geradezu abenteuerliche Weise mit uns Menschen so sehr, dass Jesus sagen kann: „Der Geringste unter euch, - das bin ICH.“ Testen Sie mal, ob Sie das, hier in dieser alten Kirche versammelt, wirklich so glauben. Jemand hat einmal gereimt:

„Schaut doch beim Loben
nicht immer nach oben!
Schaut mal zur Seite,
dann seht ihr die Pleite.“

Jesus spricht nicht von einer allgemeinen Menschenliebe, die nichts kostet, weil „der Nächste“ ja weit weg sein kann, in Brasilien, auf den Philippinen und sonstwo. Der lästige, unmögliche Mensch neben uns ist das Problem. Den soll ich lieben? O Schreck! Aber am kommenden Sonntag, dem letzten des Kirchenjahres, wird er Ihnen wieder begegnen, ob am Kreuz, auf einer Ikone oder einer Ansichtskarte aus Manoppello. Und in unserer letzten Stunde wird er uns anschauen. „Dieser letzte Mensch“, wird Jesus sagen, „das war ich“.

Die Aufgabe der Kirche in der Menschheit ist es, diese Erkenntnis wach zu halten. Mit letzter Konsequenz. Die Erklärung der Menschenrechte bleibt dahinter zurück. Auch der Islam sagt das nicht, auch nicht der Buddhismus, Hinduismus, Atheismus und Humanismus. Viele Christen sind diesen entscheidenden Schritt darüber hinaus gegangen, haben Ernst gemacht mit der radikalen Ansage und Provokation Jesu. Ich habe dabei Frauen und Männer vor Augen, die ein Leben lang bei den Ärmsten der Armen standgehalten haben. Ihr Lebenszeugnis war eine Predigt, die keine Worte brauchte. Es hat die Welt verändert, menschlicher, göttlicher gemacht. Was wäre ohne das aus ihr geworden? Diese Testfrage stellen zu wenige.

Die Negativ-Folie

Doch nun bin ich längst unserer Frage in die Falle gegangen. Da fällt mir mein Deutschlehrer ein. Er hat uns streng verboten, so genannte „Entscheidungsfragen“ zu stellen, Fragen, auf die sich nur mit Ja oder Nein antworten lässt. Einer unserer Philosophieprofessoren hat es komplizierter ausgedrückt: „Um die Fraglichkeit der Frage nach der Wahrheit zu erfragen, muss man erst die Wahrheit der Frage in Frage stellen.“ Nanu? Kommen Sie noch mit? Worum geht es? Wir haben falsch gefragt. Wahrscheinlich stellt sich die Frage selbst ein wenig anders.

Natürlich müssen wir ja auch, wenn wir uns auf sie einlassen, unzählige Negative in den Blick nehmen, tapfer und besonnen. Wenn irgendwo, nicht nur an der Theke, das Stichwort „Kirche“ fällt, geht's los. Nicht aus Feigheit, sondern um der ehrlichen Situation willen bin ich manchmal ganz froh, wenn ich mit jemand ins Gespräch

komme und er mich nicht sofort als Priester erkennt. Sonst ginge es ja sofort auf die eine Spur: „Ah, Herr Pastor, da können wir ja gleich mal zur Sache kommen.“ Und was ist – Sache? Das Geld, der Papst, der Zölibat, Sittenskandale, Kreuzzüge, Hexenverbrennungen, Glaubenskriege. Schrecklich, diese fast zwanghafte Themenkette, - so ernsthaft ich mich mit alledem auseinander gesetzt habe, ermüdet sie mich inzwischen. Verdrängen und beschönigen dürfen wir da nichts. Fakten stellen die Wahrhaftigkeit auf den Prüfstand. Auf den Prüfstand gehören aber auch die Fakten selbst, und da hat sich gerade in unserer Zeit immer neu gezeigt, dass es allein unter den Historikern und in der Quellenlage, auf die sie sich berufen, ein Pro und Contra gibt. „Weißt du es wirklich so genau - und woher?“ dürfen wir ruhig einmal oder mehrmals dazwischenfragen und uns immer genauer sachkundig machen. Manches Kapitel muss noch einmal aufgeschlagen, manches Archiv erst noch geöffnet werden. Vielleicht entdecken wir dabei sogar, dass alles noch viel schlimmer war. Oder aber Korrekturen und ein präziseres Hinsehen werden nötig, wie die neu aufgeflammete Diskussion um die Haltung Pius' XII. zur Judenvernichtung zeigt.

Dafür hat allerdings die Kirche das Bewusstsein für eine Dimension wach gehalten, die anderen abgeht: sie heißt „Schuld und Vergebung“. Echte Schuld, die ich nicht wegreden und vertuschen kann, gibt es in meinem persönlichen Leben, aber auch im kollektiven Phänomen „Kirche“. Da gibt es schuldhaftes Versagen bis zur Pervertierung dessen, was Jesus gewollt hat, da gibt es historische Irrwege und verbrecherische Grenzüberschreitungen. „Entschuldigung“ ist dafür gar kein angemessener Ausdruck. „Versöhnung“ ist angesagt. In diesem Wort steckt, aus heutigem Blickwinkel das in den Blick zu nehmen, was geschehen ist, möglichst vollständig und unbestechlich, aber auch, den lähmenden Fluch vom Vergangenen zu nehmen und zu fragen, was wir heute und morgen daraus lernen müssen. Papst Johannes Paul II. hat in einer eindrucksvollen Liturgie seine Kardinäle dazu gezwungen, ein Schuldbekenntnis der Kirche vor der Welt abzulegen. Das war mutig und umstritten, doch es war fällig. Nur ist mir um die Kirche herum weit und breit kein vergleichbarer Vorgang bekannt. Wer macht es nach? Denn: „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein!“ Die Kirche hat hier eine Bresche geschlagen in die Unversöhnlichkeit weltverhafteten Denkens.

Geschichte

Da sind wir mit unserer zunächst sehr plakativen Frage zum entscheidenden Punkt vorgestoßen: Wie gehen wir eigentlich mit dem um, was wir „Geschichte“ nennen? Da hängen wir alle mit drin. Geschichte passiert nicht theoretisch, im luftleeren Raum. In einem Vakuum kann sich auch nicht die Diskussion darüber bewegen. Da ist es schwer, den Überblick und den Durchblick zu behalten. Da wälzt sich ein Strom durch die Zeit, ein Auf und Ab mit Oberfläche und Tiefgang, jedenfalls so, dass eine lupenreine Trennung von Hell und Dunkel nicht möglich ist. Alles ist ineinander verwoben und verschlungen. Manches wird eine Zeit lang nach oben gespült, nachdem es im Untergrund kraftvoll gewirkt hat, und dann versinkt es wieder, um auf eine spätere Stunde zu warten. Unser eigenes Leben, nicht weniger aber auch das Leben berühmter Heiliger ist ein Gemisch aus gutem Willen und Versagen, Einseitigkeit und Verletzung, Leiden, Scheitern und Triumph. Lupenrein klappt das einfach nicht. Da ist keiner nur heilig und keiner nur böse. Jeder ist in das Phänomen „Geschichte“ verwickelt.

Das Entscheidende ist aber, dass wir dazu nicht rettungslos verdammt sind, sondern dass einer eingreift, jener, der aus dem brennenden Dornbusch zu Mose spricht. Wenn wir mit dem Volk Israel fragen, was das für einer ist, dem wir trauen und den allein wir anbeten können, dann nähert sich uns ein Gott, der mit uns eine Geschichte haben will. einer, der sich ins Weltgeschehen einmischt. Im Namen „Jeshua“ - Jesus- steckt das drin. Dieser Eine thront nicht fern über den Wolken, sondern greift ein. Dann und wann packt er einen ganz bestimmten Menschen beim Schopfe und sagt zu ihm: „Jetzt bist du dran!“

So fängt das schon an mit dem alten Abraham. Er wird aus seinem Milieu herausgerufen. Er hätte ja in seinem Zweistromland bleiben können. Doch er hört einen sagen: „Komm, geh in das Land, das ich dir zeigen werde!“ (Gen 12,1) Damit beginnt ein Weg, der immer länger wird, durch Enttäuschungen und Frust hindurch, selbst als Abraham mit den Seinen längst im Lande Kanaan angekommen ist. Die Israeliten später, aus Ägypten befreit, müssen vierzig Jahre durch die Wüste. Selbst Mose, der sie mit Power herausgeführt hat, sieht in seinem Sterben das Verheißene Land zwar zum Greifen nahe, - doch er wird es nicht betreten (Dt 32,52 33,4). Und dem kleinen Häufchen, das Jesus aus dem „Rest Israels“ zusammensucht, geht es nicht besser. Doch ganz bewusst „schafft“ Jesus (Mk 3,14) das Faktum der Zwölf – Erinnerung an die zwölf Stämme Israels - und sagt damit: „Jetzt seid i h r dran. Das neue Israel seid ihr. Erinnert euch an eure alte Geschichte. Fangt an und macht euch auf! Jetzt werdet i h r Geschichte machen.“

Aber „Geschichte“, - was ist das denn? Was für ein Bild haben Sie persönlich davon? Die einen sagen, Geschichte sei ein ewiges Kreisen. Alles wiederholt sich. „Es gibt nichts Neues unter der Sonne“, sagt sogar die Bibel an einer Stelle (Koh 1,9). Andere sagen: Geschichte hat einen Anfang und ein Ziel. Dazwischen ist ein Weg, der immer weiter voran führt. Ideologien, die Gott ausklammern, sprechen dann vom „Fort-Schritt“, - nicht zu vergessen, dass Karl Marx aus einem jüdisch-biblischem Hintergrund her dachte. Fortschrittlich sind wir, wenn wir immer weiterkommen und es irgendwann, wie Wagner in Goethes „Faust“ es ausdrückt, „so herrlich weit gebracht“ haben. „Bis an die Sterne weit“ greift Doktor Faustus – hochmodern für uns - das Stichwort auf. Aber bleibt uns das nicht zugleich im Halse stecken? Die Bilanz ist äußerst gemischt.

Beide Deutungsmuster - Kreis und Weg - haben etwas Richtiges. Ich selber vermute, dass es in Wirklichkeit einen Mix gibt, eine Wechselspiel von beidem, einerseits ein Voranschreiten ohne Wiederkehr und doch zugleich ein Kreisen, in dem uns die Ereignisse von früher einholen und manchmal überholen, das heißt: aus der Zukunft anschauen. Geschichte ist das gewaltige Drama der Menschheit, und sie ist das Medium, in dem Gott sich für uns bemerkbar macht.

Ruf zum Exodus

Da werden Menschen angesprochen und von ihm auf den Weg gebracht, „herausgerufen“, Abraham mit seiner Sippe, Mose mit den zwölf Stämmen: „Gottes Volk“ – „Kahal JHWH“, darin kündigt sich schon die „ek-klesia“ an, - „Kirche“, nicht zuerst die „kyriaké“, die Kyrios-Gemeinschaft, sondern das herausgerufene Häufchen, der bunte Haufen Gottes. Bunt war schon das Volk, das durch die Wüste

zog, und übrigens hat Gott damals ausdrücklich gewollt, dass sich auch „Fremdlinge“ dem Tross anschließen konnten. Es wäre gut, das heute mit zu denken. Das Volk Gottes ist keine in sich abgeschottete Sekte, kein exklusiver Club, der sich in der Wüste in irgendeinem Wellness-Pool unter Palmen wohlfühlt, sondern eine ständig neue Herausforderung, eine anstrengende Sache. Grund genug, irgendwann flügelahm zu werden und zu seufzen: „Es bringt nichts.“

Müde werden können wir mit unserer Kirche partout. Die gerade in Gang befindlichen Strukturveränderungen gehen Vielen an den Nerv, gerade solchen, die sich Jahrzehnte lang für ihre Gemeinde, ihr Innenleben, ihr Kirchengebäude eingesetzt haben und nun schmerzlich erleben, wie alles anders und vieles aufgegeben wird. Ist die Bilanz negativ? Schlimm wäre es, wenn wir - wie neulich eine kirchliche Hauptamtliche - sagen müssten: „Ich habe auf das falsche Pferd gesetzt.“ Eine solche Bitterkeit können wir nicht einfach wegwischen. Wir müssen sie ernstnehmen. Aber wir sollten sie auch nicht kultivieren und uns in ihr einspinnen. Was das „falsche Pferd“ angeht: Das Abenteuer „Kirche“ ist nicht die World Horse Parade, sondern es steht wie eh und je unter dem Grundimpuls Abrahams und der Apostel: „Brich auf und geh!“ Unsere Frage ist nicht, ob wir, wie ein Ritter des Silvesterordens, bis zum Altar reiten dürften, sondern dass wir mit dieser und keiner anderen Christenschar von Gott heraus-gefordert sind. Der alte Adenauer hatte Recht, wenn er weise sagte: „Man muss die Menschen nehmen, wie sie sind, - es gibt keine anderen.“ Die Kirche nehmen, wie sie ist, - es gibt keine andere. Die aktuelle Situation nehmen, wie sie ist, - es gibt keine andere. Auch den Papst müssen wir nehmen, wie er ist, - es gibt keinen anderen. Das heißt nicht, dass sich nicht Schritt für Schritt auf dem Weg etwas ändern, korrigieren, entwickeln muss.

Schon in unserer eigenen Lebensgeschichte machen wir diese Erfahrung durch. Sie sollte uns „weise“ machen. Das Programm der „Katharer“, der rigoros „Reinen“, ist eine Illusion. Es wird verhängnisvoll, wenn es sich irgendwann mit Unduldsamkeit mischt. Dann kann nicht sein, was nicht sein darf. Ist es aber doch! Wir Menschen sind so. Und Gott erträgt es. Weil er das Kostbarste unseres Menschseins gewollt hat: unsere Freiheit. Und warum? Weil seine Liebe nur von solchen erwidert werden kann, die dies in voller Freiheit tun, zumindest mit der Mühe eines guten Willens. Das letztere trifft unsere Situation wohl eher als der jubelnde Überschlag einer himmelstürmenden Begeisterung. Der Apostel Paulus hat es schmerzlich durchgestanden und treffend beschrieben. Schein-Heiligkeit gibt sich perfekt und lupenrein: die Pharisäer, die Katharer. Die Heiligkeit, die uns möglich ist und zugemutet wird, ist etwas anderes. Sie besteht darin, von Gott gerufen und ergriffen zu sein und so unter den Menschen zu einem Zeichen dafür zu werden, dass er sie liebt.

Gerade der Weg der Liebe führt nicht ungehindert zum Ziel. Er ist nicht erfolgsbetonter Fortschritt, sondern allzu oft ein Kreuzweg. Am Kreuz Jesu hat sich Gottes Liebe am konsequentesten gezeigt. Da blieb nicht „alles beim Alten“, wie unser Dichter es einschätzt. Schon bald hat die geschockte Jüngerschar begriffen, dass von hier her „alles neu“ geworden ist (Offb 21,5). Von diesem einem Punkt aus hat die ganze Menschheitsgeschichte eine neue Qualität bekommen. Das hat die Welt verändert, und das ist die Überzeugung, aus der heraus Christen leben und handeln. Deshalb ist das Kreuz „unser“ Zeichen. Natürlich: ein „Zeichen, dem widersprochen wird“ (Lk 2,34), ein Zeichen, in dem sich der Widerspruch der Welt am härtesten zusammenballt. Gerade deshalb ist es die Pro-vokation schlechthin.

Stunde der Märtyrer

Aus dem Leiden Unzähliger hat unsere Kirche zu ihrer Freiheit und zur Kraft ihres Glaubens gefunden. Ein dunkles Geheimnis. Der junge Pankratius, Schutzheiliger dieser Pfarrkirche, erinnert uns an die frühe Zeit der Märtyrer. Dreihundert Jahre ohne Kaiser Konstantin! Doch was dieser dann für die Kirche brachte, trug eine neue Zerreißprobe in sich: die Versuchung der Macht, die Last öffentlicher Verantwortung und die Möglichkeit weit reichender Fehlentscheidungen bis zum heutigen Tag.

Die „Zeit der Märtyrer“ – damals? Andrea Riccardi, Mitbegründer der römischen Gemeinschaft von Sant'Egidio, hat als Historiker in einem umfangreichen Buch aufgezeigt, dass kein anderes Jahrhundert so sehr eine Epoche der Märtyrer war wie das zwanzigste, und zwar weltweit, in Asien, Afrika, Lateinamerika, Europa - und zwar nicht nur im östlichen -. Am erschütterndsten ist für mich dabei, dass wir das meiste davon nicht gewusst haben. Ich stelle mir vor, dass für einen Christen, der an seinem Ort und in seiner Stunde im Martyrium standhält, das schlimmste Gefühl darin besteht, vergessen zu sein und letztlich sinnlos zu leiden. Was für eine Glaubensstärke ist da nötig, was für eine rückhaltlose Vereinigung mit Christus, der selber am Kreuz geschrien hat „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Ps 22,2) ! Unüberschaubar ist die Zahl der Christen, die im gerade vergangenen Jahrhundert kaltgestellt, verhaftet, gekidnappt, gefoltert, ermordet worden sind. Das neue Jahrtausend hat nicht besser begonnen. Wer das Buch von Andrea Riccardi nicht lesen wird, dem sagen es aktuelle Schlagzeilen. Kürzlich wurde in der Türkei ein Bischof entführt und umgebracht. Gerade jetzt sind in Moskau zwei Priester ermordet worden. Das erfahren wir dann vielleicht noch; aber hinter diesen stirbt die Schar der für uns Namenlosen, wie sie schon am Ende des ersten christlichen Jahrhunderts in der Apokalypse geschildert werden (Apk 7,13ff.). Namenlos für uns, - aber sie alle haben ihren Namen vor Gott. Sie sind angefeindet und getötet worden als Zeugen – „Märtyrer“- seiner Liebe, - nicht weil sie Böses getan haben, sondern weil sie zu gut waren. Gerade als Minderheit werden sie zum „Ärgernis“. Der angeblich so tolerante Hinduismus hat noch vor kurzem im indischen Orissa gewalttätige Übergriffe hervorgebracht: brennende Kirchen, gezielte Morde an Missionaren, Zivilisten, Kindern, weil sie Christen waren. Allein durch ihr konsequentes Zeugnis, dass vor Gott alle Menschen die gleiche Würde haben, waren sie unerträglich, ein Ärgernis für das immer noch tief im indischen Denken und in der dortigen Gesellschaft festsitzende Kastenwesen. Dieses zu durchbrechen und zu überwinden, wäre ein wirklicher Fort-Schritt. Wieso bäumt sich in der Geschichte immer wieder ein destruktiver Rück-Schritt auf, der das bisher Erreichte und Aufgebaute in Frage stellt und zerstört? Dieses erschreckende Phänomen können wir nicht ausklammern, wenn wir herausfinden wollen, ob „die Kirche die Welt verändert“ hat.

Mission

Da meldet sich vielerorts der Widerspruch gegenüber dem, was sich mit der christlichen „Mission“ verbindet. Wieder einmal wird dann das ganze Repertoire des Negativen hervorgeholt und angeprangert. Und tatsächlich: Die Missionsgeschichte hat dunkle Seiten, die ins große Schuldbekenntnis der Kirche hineingehören, sei es dass ganze Völker mit Feuer und Schwert zwangsbekehrt worden sind, sei es dass Missionare fatal im Kielwasser des Kolonialismus gesehen werden, sei es, dass ursprünglich gut gemeinte Aktionen zu einem krassen Fehlverhalten gegenüber

Afrikanern, Asiaten, Indios und anderen führten, sei es, dass der verkürzte Drang, möglichst viele schnell zu taufen –dies sogar unter einem theologischen Missverständnis! (Mk 16,16)-, die ganze Missionsabsicht in Misskredit brachte. Ich frage mich aber auch, ob sich nicht für viele christliche Zeitgenossen, die Derartiges ins Scheinwerferlicht holen, hier auch ein ganz passendes Alibi dafür anbietet, nun selber nichts mehr tun zu müssen. Während die säkulare Welt um uns herum das Modewort „Mission“ für sich entdeckt hat und munter vermarktet, ist die Christenheit in Gefahr, den Grundauftrag ihres Meisters, ihre unverwechselbare Sendung, zu verdrängen und zu vergessen.

Dabei hat gerade die Kirche im Blick auf ihre Missionstätigkeit schon längst einen mühsamen Lernprozess vollzogen, einen Weg vielfacher Demütigungen und schließlich einer konsequenten Demut. Schon immer haben die Frauen und Männer in der Mission auf der Seite der Ärmsten gestanden und sich gerade derer angenommen, die keiner haben wollte, Kinder vor der Ermordung gerettet oder von der Straße geholt, Sklaven befreit, Ausgegrenzten eine Perspektive erschlossen, Debile liebevoll begleitet, Sterbende in Würde gepflegt. Nicht hoch genug einzuschätzen ist der Beitrag zu den Bildungschancen einer kommenden Generation, - gerade für uns im Kindermissionswerk „Die Sternsinger“ hat er klare Priorität. Dies alles, wohlgemerkt, ohne vordergründige Missionierungsabsichten, sondern um des Menschen, um der kommenden Menschheit willen. Da wird nicht zuerst nach dem Taufschein gefragt, sondern nach dem Menschen, der Hilfe und Liebe braucht. In vielen unserer Einrichtungen ist der Anteil der Nichtkatholiken enorm, in manchen Schulen zum Beispiel der Prozentsatz der Muslime höher als der christliche. Das erzeugt vielleicht sogar ein Kopfschütteln und die Frage: Warum gehen wir so weit? Warum „machen“ wir das eigentlich? Die unbeirrbarste Hoffnung steckt dahinter, dass ein solcher Weg auf die Dauer in eine bessere, menschlichere Welt führt. Das „Reich Gottes“ - wir sollten es nicht vergessen - ist größer, umfassender als die Kirche. Diese hat sich immer neu darauf zu besinnen, wie sie dem Ganzen dienen kann, - die Haltung Jesu. Schmerzlich, wenn gerade diese Motivation etwa in Pakistan, Indonesien und auch im „christlichen“ Russland zu Verdacht und Anfeindung führt und deshalb gute Initiativen diskriminiert und verhindert werden.

Während wir Katholiken uns, teil verunsichert, teils mutig um den Weg der Offenheit, des Respektes, letztlich der Demut bemühen -in der Mentalität des 2.Vatikanischen Konzils-, besetzen allerdings andere das Feld der Überzeugungen und Programme. In Brasilien zum Beispiel, das immer noch als das „katholischste“ Land gilt, gibt es, von Nordamerika herkommend und von dort gesponsert, eine große Offensive sektiererischer Vereinigungen, die den Menschen spektakulär Heil und Heilung versprechen, besonders den von ihrer Kirche Enttäuschten, aber gerade die Armen abzocken und nach einem religiösen Fast-food-Erlebnis hungrig zurücklassen. In Nigeria fahre ich durch den tiefsten Busch, dort wo das Auto mangels Straße nur schlingernd vorankommt, und was sehe ich links und rechts zwischen den armseiligen Hütten en masse? Wegweiser, die zu irgendeiner Sekte führen. „Holy Spirit Community“, „Trinity Church“, „Christ King Association“ und so ähnlich geht es unentwegt weiter. Doch an unserem Ziel, jenseits von alledem, treffe ich auf einen Afrikaner, der selbst ein wenig lahmt, aber stolz auf seine Söhne zeigt und inzwischen die Kinder seiner Bruders in seine Hütte aufgenommen hat. Ihre Eltern sind an Aids gestorben. Nun wohnen in der Hütte doppelt so viele, sechzehn Personen. Hier ist die christliche Aids-Initiative einer afrikanischen Schwesterngemeinschaft aktiv, die nicht nur unmittelbar zur Stelle ist, sondern den Betroffenen „hilft, sich selbst zu

helfen“. So etwas macht kaum Schlagzeilen; aber es macht Christus präsent mitten in der Not der Menschen.

Paradigma des Bösen

Wie kommt es, haben wir mehr oder weniger deutlich schon gefragt, dass bei so viel Entschlossenheit, das Schicksal der Welt zum Besseren zu wenden - und dabei möchte die Kirche mit vielen anderen im Bunde sein -, das Böse sich umso heftiger aufbäumt? Wohl das genialste Bild für diese Erfahrung hat der Seher der Apokalypse gefunden. Ich meine das 13.Kapitel: die Frau als „großes Zeichen am Himmel“. In der Nähe zu Altenberg sind wir gewohnt, dass diese „mit der Sonne bekleidet, mit dem Mond zu ihren Füßen und dem Sternenkranz um ihr Haupt“ und vor allem mit dem Kind auf ihrem Arm ein Bild der Hoffnung und Harmonie ist. Ganz anders der Apokalyptiker: In seiner Vision windet sich und schreit die Frau in Geburtswehen, weil das Kind ja erst zur Welt kommen soll, das Neue, das Zukunftsträchtige. Doch schon jetzt lauert der Drache der Vernichtung am Abgrund, um das Neugeborene sofort zu verschlingen. Wo das Gute ins Weltgeschehen eindringen will, melden sich die Mächte der Finsternis und des Destruktiven. Soll das heißen, dass es immer so war und immer so sein wird? Etwa in der Vorstellung des Alten Orients, dass da ein ewiger Kampf zwischen Licht und Finsternis stattfindet? Fast sieht die Diagnose so aus, und das wäre deprimierend. Der Apokalyptiker jedoch sagt, dass Gott selbst seine Hand auf das Kind und die Frau legt und beide, wenn auch in der Wüste, vor der Vernichtung bewahrt. Das heißt: Im Kind namens Jesus hat er ein für allemal vor alles Negative ein Plus gesetzt, und das ist auch die wirkliche, oft nicht wahrgenommene Botschaft der Apokalypse, das „letzte Wort“ unserer Bibel: nicht Zerstörung und Untergang, sondern ewige Hoffnung, Heil, das schon angebrochen ist und dem wir trauen dürfen. Gott hat sein menschliches Gesicht gezeigt, und in jedem Menschenantlitz, auch dem leidenden, entstellten, geschändeten, schaut er uns an. In ihm selbst schaut uns die Zukunft an.

Lumen Christi

Jedes Jahr feiern wir Ostern, und wir tragen das neu angezündete Licht in eine dunkle Kirche hinein. Auch in eine dunkle Welt. Warum tun wir es immer wieder? Weil es ein für alle Mal gilt, aber mit einem Mal nicht getan ist. Da wo das Dunkel nach uns greift und sich aufbäumt, ist uns aufgetragen, viele Lichter anzuzünden, damit wir uns in dieser Welt zurechtfinden und vielen anderen dazu verhelfen.

Gestern abend gab es im Aachener Dom ein Taizé-Gebet. Nicht zum ersten Mal. Anfangs haben - verständlicher Weise - die Küster gestreikt: so viel Wachs auf dem historischen Boden! (Ich kenne das: Früher bin ich selbst noch mitternächtlich mit Bügeleisen und Löschpapier durch den Altenberger Chorraum gerobbt, um die Folgen jugendlicher Kerzenschein-Meditationen aufzuarbeiten.) Aber was ist wichtiger: ein denkmalwerter Fußbodenbelag oder lebendige Menschen, die heute ein Licht anzünden? Übrigens braucht gar nicht beides gegeneinander ausgespielt zu werden. Christen sind auch immer erfinderisch gewesen. In Aachen lagen diesmal Teppiche aus, - die können das Wachs vertragen und auch noch dafür sorgen, dass eine solche Spiritualität „auf dem Teppich bleibt“. Bruder Wolfgang aus Taizé tat das Seinige hinzu. „Auf der ganzen Welt“, sagte er sinngemäß, „sind wir Brüder auf

Wanderschaft. An vielen Orten auf dem Globus war schon mal ein Taizétreffen wie demnächst wieder in Brüssel. Überall und immer wieder das Gleiche: Gastfreundschaft, Wohlwollen, Gebet, Gesang - und immer wieder das Anzünden der vielen Lichter.“ Er fügte hinzu: „Eigentlich wollten wir nun ein solches Treffen in Kenia machen und auch im Kongo. Ihr wisst, dass das leider jetzt nicht geht. Die Situation dort ist verheerend. Ein grausamer Bürgerkrieg gerade dort, wo wir gedacht hatten, alles würde endlich besser. Aber - wir sind trotzdem dort. Wo es uns irgend möglich ist, sind wir bei den Menschen, den Verletzten, den Obdachlosen, den Flüchtenden, den Traumatisierten. Da werden Gespräche und konkrete Hilfe möglich, menschliche Nähe und -gerade bei den Ärmsten- eine unglaubliche Gastfreundschaft, ein Teilen des Wenigen, was sie noch haben. Sie laden uns ein; wir schämen uns geradezu, einfach zuzulangen, aber wir würden sie in ihrer Würde kränken, wenn wir es nicht täten. Und fast immer: ein Lächeln, eine unbeirrbar Fröhlichkeit trotz allem.“

So ungefähr hat es Bruder Wolfgang gesagt. Oder sind da schon meine eigenen Worte hineingeraten? Jedenfalls habe ich es so ähnlich vor kurzem in Pakistan erlebt. Morgens früh um sieben war in der katholischen Enklave, draußen auf dem Land bei Feisalabad, die Messe schon voll. Und dann der Gesang von Jung und Alt, - wir könnten neidisch werden. Letzte Woche in Bosnien, einem leidgeprüften Land noch vor nicht langer Zeit. In Sarajewo -Sie erinnern sich: der erste Weltkrieg wurde dort ausgelöst- zeigte mir der Weihbischof ein kleines Haus neben seiner neuen, großen Europaschule. Dort haben fünfzig Jahre lang Schwestern in ihrer kleinen Gemeinschaft gewohnt, - fünfzig Jahre ihres Lebens. Sie hätten auch wegziehen können. Sie sind geblieben. Und jetzt, für sie zu später Stunde, erleben sie einen neuen Anfang, einen Aufbruch. Die Europaschule, eine Initiative unserer Kirche, ist offen für Christen, Juden und Muslime, konzipiert in der Hoffnung, dass hier junge Menschen ein faires, freundschaftliches Miteinander üben und dass diese neue Generation einmal ihr gemeinsames Land in Frieden gestaltet. Wie oft mögen die Schwestern gedacht haben: „Was sollen wir, ein aussichtsloses Häufchen, überhaupt hier?“ Sie haben ausgehalten. Die Bibel nennt das „hypomoné“: nicht weglauen, da bleiben, dran bleiben. Das ist es, was von uns als Kirche für heute - wie schon seit jeher - gefordert ist.

Mitarbeiter von uns waren gerade in Sibirien. Dort hat das Christentum Jahrzehnte lang überlebt durch die Beharrlichkeit gläubiger Familien. Ohne einen Priester weit und breit ist es weitergelebt, weitergetragen worden, vielleicht nur durch das schlichte Gebet bei Tisch oder durch die Unverdrossenheit der Großmütter, die sich von den lauten Parolen um sie herum nicht beirren ließen. Und siehe da: Es gibt Auferstehung. Keiner konnte damit rechnen, dass es so kommen würde. Unwillkürlich denken wir an die gewaltlose Wende in unserem Land. „Kerzen und Gebete“ machten sie möglich. Es waren Christen, die eine verfahrenene Szene verändert haben. Damals war es in besonderer Weise die Stunde der evangelischen Kirche; doch die katholische Minderheit blieb nicht abseits.

Bilder, die uns helfen

Hat die Kirche die Welt verändert? Und wenn ja, wie geht das? Jesus selber in seiner unvergleichlichen Originalität hilft uns, „die Zeichen der Zeit zu deuten“ (Lk 12,56f.) und mit ihnen umzugehen. Wie immer erfindet er anschauliche Gleichnisse dafür.

Zum Beispiel die Geschichte von der guten und schlechten Saat (Mt 13,36ff.). Da sät einer guten Weizen auf seinen Acker. Doch als die Saat aufgeht, merkt er, dass ein anderer -„der Feind“- Unkraut dazwischen gesät hat. „Was sollen wir machen?“ fragen die Knechte. „Sollen wir das Unkraut ausreißen und verbrennen?“ „Lasst beides wachsen“, sagt der Herr des Ackers, „lasst es wachsen bis zur Ernte!“ Was für eine provozierende Gelassenheit! Aber auch: Irgendwann ist es Zeit für das letzte Wort und Urteil. Irgendwann kommt einer auf unsere Geschichte „zurück“. „Iterum venturus est cum gloria“ bekennen wir im Credo. Sein Kommen wetterleuchtet jetzt schon. Es hilft uns zwar, die Geister zu unterscheiden. Es macht uns aber auch Mut, gelassen zu bleiben.

Oder das Bild vom Salz (Mt 5,13). Jeder versteht es. Ohne Salz schmeckt das ganze Menu nicht. Aber nur eine kleine Prise ist nötig, um „auf den Geschmack zu kommen“. Ein Kompliment für die Minderheit. Es steht uns Christen nicht an, der Menschheit „die Suppe zu versalzen“. Aber die Welt sollte nach uns schmecken. Versuche, das zu eliminieren, was die Kirche in ihr verändert hat, bekommen der Welt nicht gut. Fortschritt wird Rückschritt. „Wenn das Salz nicht mehr zu schmecken ist“, sagt Jesus, „treten die Leute darüber hinweg“. Sie gehen - ohne Kirche - zur Tagesordnung über. Aber zu welcher?

Und dann das handfeste Bild vom Sauerteig (Mt 13,33), der kleinen Portion, in ein Maß Mehl gemengt, bis sie das Ganze durchsäuert hat. Die Kirche sollte sich einmengen, aber nicht so weit, dass nachher alle „sauer“ sind. Sie ist, wie es in Taizé gern gesagt wird, das „Ferment“ einer neuen Menschheit. Wie das Bild vom winzigen Senfkorn ist dies ein Gleichnis für einen Prozess, ein Wachsen, eine Ermutigung zum Einmischen, Mitmengen und Durchkneten mit ganzer Kraft, aber auch zu Beharrlichkeit und langem Atem.

Und noch einmal das Licht (Mt 5,14ff.)! Eine kleine Kerze verändert den großen finsternen Raum. Wenn wir jetzt ganz schnell alle Lampen hier ausmachen, stoßen Sie sich an den Bänken und stolpern irgendwo. Unsicherheit und Beklemmung stellen sich ein. Keiner erkennt mehr das Gesicht des anderen. „Hat denn keiner eine Taschenlampe?“ fragt jemand. Da - eine Kerze tut's auch, und der Küster hat Streichhölzer. „Licht der Welt“ sollen wir sein, nicht unter einem Gefäß verglimmen, sondern auf dem Leuchter die Szene erkennbar machen, ein brennendes Licht, dem Wind ausgesetzt, in den Gefährdungen der Dunkelheit „exponiert“. Und viele Lichter zusammen, - ein österlicher Funkenschlag! Jedes Jahr wie zum ersten Mal – und das seit 2000 Jahren.

Abgesang

Da kommt uns noch einmal Erich Kästner dazwischen. Ich zitiere:

„Wird's besser, wird's schlimmer?
fragt man alljährlich.“

Er kommt zu dem Schluss:

„Seien wir ehrlich:
Leben ist immer –
lebensgefährlich.“

Leben ist, weil es Leben ist, immer riskant. Das stimmt. Für Christen bedeutet das: Von Gott „herausgerufen“ zu sein - als „ekklesia“-, ist grundsätzlich ein Risiko. Kirche bleibt ein Abenteuer. Doch sie schuldet es der Menschheit, dass es sie gibt. Wieso versammelte sich die ganze Welt auf dem Petersplatz und an Millionen Bildschirmen, um das Sterben und den Abschied eines gebrechlichen Papstes mitzuerleben? Alle waren sie da, die Mächtigen und die Armen, mitten in einer Liturgie der Hoffnung, der Auferstehung. Leicht flackerte die Osterkerze im Luftzug der Stunde, und in der offenen Bibel wendete der Wind ein Blatt nach dem anderen um. Hoffnung, die aus dem Leiden wächst, Hingabe, die der Gewalt standhält, Leben, das aus dem Tod aufgeht wie eine Saat, - das ist es, was uns trägt, das ist unser Beitrag zur Veränderung der Welt.

Deshalb brauche ich Sie auch nicht mit Kästners skeptischem Fazit in die Nacht hinaus zu entlassen. Ich halte es mehr mit einer Umkehrung dieser Verse, und die verdanke ich meinem Mitbruder Elmar Gruber in München. Öfters sagte er beim Abschied zu mir:

„Bleib am Leben, - damit du am Leben bleibst.“

Genau das ist es, und es gilt auch für unsere Kirche: „Kirche, bleib dran, bleib am Leben dran, - damit du am Leben bleibst!“

Bearbeitung: 25.1./11.2.2009